





STEVE McCURRY

LESEN

Eine Leidenschaft ohne Grenzen

Mit einem Vorwort
von Paul Theroux

Prestel
München • London • New York

Wir lesen um zu wissen, dass wir nicht allein sind.
C. S. Lewis

Kurz nachdem ich nach New York gezogen war – ich war Anfang dreißig – begegnete ich dem legendären Fotografen André Kertész. Wir wohnten im selben Gebäude, und noch heute machen mir seine in der Lobby ausgestellten Bilder große Freude.

Fotografien lesender Menschen zählten zu seinen eindringlichsten Bildern. Die über einen Zeitraum von etwa 50 Jahren aufgenommenen Fotos wurden in seinem 1971 veröffentlichten Buch *On Reading* präsentiert. Diese Sammlung ist meine persönliche Hommage an Kertész' Talent, seinen Einfluss und seine außergewöhnliche Gabe.

Steve McCurry

Real Gabinete Português de Leitura, Rio de Janeiro, Brasilien



Vorwort von Paul Theroux

Es klingt kurios heute – und ist zudem schwer vorstellbar, es sei denn, man lebt unter einer Diktatur, in der Wahrheit eine Gefahr darstellt –, aber vor gar nicht allzu langer Zeit waren in den USA viele Bücher verboten, galten als subversiv oder provokativ oder als so obszön, dass sie wohl den Leser ins Verderben stürzen würden. Buchverbote (häufig begleitet von Buchverbrennungen) gibt es, seit es Bücher gibt – seit Tausenden von Jahren also, zählt man die Papyrusrollen mit hinzu –, und die Tatsache, dass dies auch meine Heimatstadt betraf, brachte meine kleine Bibliothek in Medford, Massachusetts, in einen direkten Zusammenhang mit den Barbareien der großen, weiten Welt: Die Bücherverbrennung unter dem chinesischen Kaiser Qin Shihuangdi im Jahr 213 v. Chr. ebenso wie der Brand der Bibliothek von Alexandria unter Julius Caesar 48 v. Chr., die von den Nazis angeordneten Bücherverbrennungen im 20. Jahrhundert und alle weiteren gewalttätigen und hirnverbrannten Unterdrückungsmaßnahmen dieser Art.

Aufgewachsen in einer Zeit verbotener Bücher, einer Zeit, in der manch ein Schriftsteller als Geächteter galt, übte diese offenkundige Verruchteit auf mich eine große Faszination aus. Mit jenen verbotenen Büchern und berühmten Autoren im Kopf machte ich mich auf die Suche nach eben diesen Objekten heimtückischer Macht und wurde so als Leser entscheidend beeinflusst. Von Anfang an war Lesen für mich ein Akt der Auflehnung und Rebellion. Da wurden einige seltene, abgegriffene und zerfledderte Taschenbücher von Hand zu Hand gereicht, obwohl schon der Besitz von einem dieser Titel dem Besitz einer Droge oder einer Bombe gleichkam. Der Vater eines Freundes von mir bewahrte in seiner untersten Schreibtischschublade eine Ausgabe von *Lady Chatterley's Lover* (*Lady Chatterlys Liebbaber*) auf, die mein Freund daraus hervorholte und mir die von Eselsohren gezeichneten Seiten zeigte. In meiner Jugendzeit waren mehrere Titel von Henry Miller verboten, allen voran *Tropic of Cancer* (*Wendekreis des Krebses*) und *Tropic of Capricorn* (*Wendekreis des Steinbocks*). Die Werke von D. H. Lawrence, William S. Burroughs' *Naked Lunch* und Edmund Wilsons *Memoirs of Hecate County* waren nicht käuflich zu erwerben, bis ihr Verbot durch

Gerichtsbeschluss aufgehoben wurde. Rund um *Adventures of Huckleberry Finn* (*Die Abenteuer des Huckleberry Finn*) von Mark Twain gab es Probleme, seitdem das Buch 1885 in den USA veröffentlicht worden war. Und weil einige Bücher als unmoralisch oder gar vulgär galten, wurden den Autoren verwerfliche Absichten unterstellt, mit der Folge, dass diese gerade dadurch zu machtvollen Figuren wurden. Die Vorstellung des Schriftstellers als jemand, der gefährlich ist, hatte etwas überaus Verlockendes an sich. Welcher vierzehnjährige Junge träumt nicht irgendwann davon, in einem Bund zu stehen mit jemandem, der berühmt-berüchtigt ist.

Ich kann mich auch gut an die Zeit erinnern, als die Buchverbote aufgehoben wurden und die Bücher dann Mitte der 1960er-Jahre frei verkäuflich wurden – allerdings war ich zu der Zeit schon in Afrika, las viel und schrieb. Abgesehen von gelegentlichen Aufregungen um bestimmte als anstößig betrachtete Wörter (wieder mal bei *Huckleberry Finn*) oder eine als subversiv verstandene literarische Darstellung, werden Bücher heutzutage als Selbstverständlichkeit betrachtet und Schriftsteller als ganz normale Menschen wahrgenommen – Sonderlinge, Streber, Langweiler, die oft bärtig sind, im Fernsehen auftreten und im Buchladen signieren.

Wie auch immer. Lesen war immer schon meine Zuflucht, mein Vergnügen, meine Erleuchtung, meine Inspiration – mein Hunger nach Worten ist unstillbar und grenzt an Maßlosigkeit; in tatenlosen Momenten ohne ein Buch in der Hand lese ich die Etiketten meiner Kleidung oder die Zutatenliste auf der Cornflakesschachtel. Meine Auffassung von Hölle ist eine Existenz ohne etwas Lesbares, aber meine Hoffnung läge darin, das zu ändern, indem ich etwas schreibe.

Die meisten Menschen auf dieser Welt können lesen und schreiben, und doch lebte ich als junger Mann, während ich in Zentralafrika als Lehrer arbeitete, inmitten vieler Menschen, die Analphabeten waren.

Für sie stellte dies keineswegs eine Entbehrung dar – sie arbeiteten im Busch und verfügten über ganz andere Fähigkeiten. Mich dagegen betrachteten sie als jemanden mit einer seltsamen Art des Müßiggangs, wenn ich dasaß, ein Buch vor mein Gesicht hielt und stundenlang daraufstarrte. Ich bewunderte ihre Unabhängigkeit als Selbstversorger in einer Bedarfswirtschaft, ihren Fleiß, wenn sie Stunden um Stunden auf den Feldern verbrachten und dabei den Kreislauf – und manchmal auch die Gnadenlosigkeit – der Jahreszeiten immer im Blick hatten. Es gab ein paar Dorfbewohner, die zwar lesen gelernt hatten, aber nie ein Buch in die Hand nahmen. Und ganz so, wie es in der (fälschlicherweise Mark Twain zugeschriebenen) Redensart heißt, waren jene, die nicht lasen, denen, die nicht lesen konnten, in keiner Weise überlegen – eigentlich waren die alphabetisierten Nichtleser in ihrer überheblichen und anmaßenden Haltung sogar eher in beträchtlichem Nachteil. Der große Unterschied in der Welt, wie ich sie kenne, besteht nicht darin, dass es alte und junge Menschen gibt, schwarze und weiße, Menschen der Dritten und Menschen der Ersten Welt, reiche und arme, gebildete und ungebildete, erwerbstätige und arbeitslose Menschen, sondern darin, dass es Menschen gibt, die lesen, und andere, die nicht lesen. Die meisten tun es nicht.

Aus einem Stolz heraus behaupten viele zu lesen, gilt doch das Lesen als sinnvolle und wunderbare Beschäftigung, und wer möchte schon als töricht oder faul dastehen? Aber Lesen erfordert geistige Anstrengung, Konzentrationsfähigkeit, eine wache Neugier und Intelligenz, und außerdem muss man auch allein sein können. »Es ist seltsam, daß man ein Buch gar nicht einfach *lesen* kann: man kann es nur *wiederlesen*«, schreibt Vladimir Nabokov in seinem Essay *Gut lesen und gut schreiben*. »Ein guter Leser, ein mündiger Leser, ein aktiver und schöpferischer Leser, ist immer ein Wieder-Leser. Ich will Ihnen auch sagen, warum das so ist: Beim ersten Lesen eines Buches steht der ganze komplizierte Vorgang des mühevollen Durcharbeitens – wir müssen die Augen von links nach rechts laufen lassen, Zeile auf Zeile, Seite auf Seite – steht dieser mühevolle Prozeß, mit dessen Hilfe wir uns Raum

und Zeit erarbeiten, in denen das Buch spielt, zwischen uns und einer Würdigung dessen, was seinen künstlerischen Wert ausmacht.« Abschließend stellt er fest: »Ein Buch wendet sich, unabhängig von der Kategorie, der es angehört – erzählende Dichtung oder wissenschaftliche Arbeit (die Grenzlinie zwischen den beiden ist nicht so scharf bestimmbar, wie allgemein angenommen wird) – [...] zuallererst an den Geist. Er, das Gehirn, das auf dem erschauernden Rückenmark thronet, ist das einzige Werkzeug, mit dem man an ein Buch herangeht, zumindest sollte es so sein.«

Lesen ist eine ernste Angelegenheit, doch einsam oder gelangweilt sind Leser selten, denn Lesen ist eine Zuflucht und eine Erleuchtung, eine Erfahrung, die zuweilen offenzutage tritt. Mir kommt es immer so vor, als ginge vom Gesicht eines lesenden Menschen etwas Strahlendes aus.

Ein großer Teil des Reizes beim Lesen von Romanen liegt in der Erkenntnis, dass man als Leser mehr Einblick in das Seelenleben der Buchcharaktere hat als in das der eigenen Angehörigen oder Freunde. Die beim Lesen erlebte Intensität – eine Erfahrung, die man einem Nichtleser unmöglich vermitteln kann – ist der Grund dafür, dass Romancharaktere so real wirken, so vorbildhaft, tragisch, komisch und greifbar. Ich denke hier an leidenschaftliche Leser, Menschen, die alles lesen, Menschen, für die Hamlet eine glaubhafte Figur im Zentrum des Geschehens ist, widersprüchlich, geistreich und belastet mit der Mission, den Tod des Vaters zu rächen, Menschen, für die Madame Bovary eine hinterhältige, selbstbetrügerische Romantikerin ist und Huck Finn einer der unverwundlichsten Überlebenskünstler. Jane Austens Emma, Charles Dickens' Pip, Herman Melvilles Ishmael, Joseph Conrads Marlow, Graham Greenes »Whisky-Priester«, Franz Kafkas Gregor Samsa, Vladimir Nabokovs Lolita – sie alle und viele andere dazu sind unsterbliche, überzeugende Figuren, die in einem Atemzug mit Lady Chatterley, dem Henry der *Wendekreise* und Flem Snopes genannt werden können, den unübertrefflichen Highlights der imaginären Freunde.

All diese Charaktere entstammen der großen Literatur, aber auch eigenwillige Meisterwerke können Interesse wecken. Flann O'Briens Roman *At Swim-Two-Birds* (*Auf Schwimmen-zwei-Vögel*) hat einen ungewöhnlichen Aufbau, ist aber eine fesselnde Geschichte, und dasselbe lässt sich sagen von *The Sound and the Fury* (*Schall und Wahn*), *His Monkey Wife* sowie von vielen anderen erzählenden Werken – ob Kinderbücher, Romane, Science Fiction oder Fantasy, Krimis oder Wildwestgeschichten. Das meiste von dem, was man liest, hinterlässt einen Eindruck, selbst wenn der Leser, genau wie bei anderen Fragen der Ästhetik auch, mit der Zeit ein kritisches Urteilsvermögen entwickelt und zum Kenner wird. Hieraus entwickelt ein Leser eine allgemeine Sprache, die Sprache der Bücher.

Die meisten Leser können ihre Liebe zu Büchern darauf zurückführen, Geschichten erzählt oder vorgelesen bekommen zu haben. Mein Vater las mir und meinen Brüdern vor dem Schlafengehen *Treasure Island* (*Die Schatzinsel*) vor, von unserer Mutter hörten wir *The Five Chinese Brothers* (*Die fünf chinesischen Brüder*), *Sonny Elephant*, Bücher der Reihe *Snip, Snap Snurr* und die vielen Bücher von Dr. Seuss. Als Zweit- und Drittklässlern las man uns in der Schule *Epaminondas and His Auntie* und *Little Black Sambo* vor – zwei Bücher mit rassistischen Untertönen, aufgrund derer sie heute ungeeignet wären für Achtjährige, die wir aber damals lustig fanden, insbesondere weil sie eigens dafür geschrieben worden sind, vorgelesen zu werden.

Wenn ich über all diese Buchtitel nachdenke, verblüfft mich die ihnen gemeinsame Exotik – Piraten, China, blonde, schwedische Jungs, der tiefe Süden und Sambo (kein Afroamerikaner, sondern ein Hindukind im südindischen Tamil Nadu). Mein Interesse an der großen, weiten Welt wurde schon früh genährt.

Einige Jahre später las Miss Sullivan in der Schule am Freitagnachmittag zum Wochenausklang aus *The Secret Garden* (*Der geheime Garten*)

von Frances Hodgson Burnett vor, jede Woche ein Kapitel. Der Roman war ursprünglich als Fortsetzungsroman für eine Zeitschrift verfasst worden, und so sind die einzelnen Kapitel darauf angelegt, kurz und anschaulich Spannung aufzubauen. Der Tenor des Buches beruht auf Konflikt, Krankheit, Vernachlässigung und Verlust ebenso wie auf Versöhnung, Heilung und Heranwachsen. Jener Roman hinterließ bei mir einen tiefen Eindruck als Beispiel für die Dramatik von Fiktion, mit einer Struktur und einem Handlungsaufbau, die einen Effekt erzeugen und aufzeigen, wie äußere Umstände verändert werden können: ein heruntergekommener Garten, der wieder erblüht, ein krankes Kind, das gesundet, eine Stimmung, die sich bessert. Die Tatsache, dass die Geschichte im englischen Yorkshire spielte, mit Anspielungen auf das koloniale Indien, und dass darin Figuren mit eigenartigen Namen auftraten (Dickon, Weatherstaff, Mrs. Medlock), die zudem einen für mich ungewohnten Dialekt sprachen, machte den Roman exotisch und unvergessen.

Ich hebe dieses Buch so besonders hervor, weil es mir, da es so durch und durch fremdartig und dabei doch sprachlich für mich so verständlich war, eine Tür öffnete – fast so, als sei dies die Tür zum geheimen Garten selbst. Mir wurde immer stärker bewusst, dass ein Buch, auch ohne einen Bezug zu meinem eigenen Leben zu haben, meine Fantasie in Beschlag nehmen konnte. Und natürlich macht genau das einen großen Teil des Lesevergnügens aus. Große Bücher ziehen den Leser in ihren Bann, gewähren ihm Zutritt in eine manchmal modellhafte Welt, wie etwa das polynesisches Eden in Melvilles *Typee* (*Taipei*) oder das zukunfts pessimistische Szenario Englands in Orwells *1984*.

Ich sollte erwähnen, dass sich meine gesamte Leseerfahrung, bis auf einige wenige Ausnahmen (unter Freunden ausgeliehene Bücher, einige sensationslüsterne Taschenbücher oder die Horror-Comics der frühen 1950er-Jahre), auf Bücher aus der Bücherei stützte. Zu Hause hatten wir die Bibel, William Shakespeares Werke und *Grimms Märchen*, viel mehr aber auch nicht. Ein Buch gekauft habe ich erst, als ich schon am

College studierte, aber auch dann bin ich weiter ein treuer Bibliotheks-
nutzer geblieben – und daran hat sich bis heute nichts geändert.

Irgendwann, ich war vielleicht 13 oder 14 Jahre alt, verzweigten sich
meine Lesegewohnheiten. Immer stärker lebte ich als Leser zwei parallele
Leben, denn neben den Schulbüchern begann ich auch solche Bücher
zu lesen, die ich selbst für mich ausgewählt hatte. Die Pflichtlektüre
aus der Schule fand ich oft konsternierend oder unzureichend oder
überanalysiert. In der siebten Klasse stand die Lektüre von *The Human
Comedy (Menschliche Komödie)* von William Saroyan auf dem Plan; einen
ganzen Monat lang wurde der Text durchgenommen. Auf mich wirkte
er flach und ich verabscheute seine Prüderie und Naivitäten. Später
dann Ernest Hemingways *The Old Man and the Sea (Der alte Mann und
das Meer)*, bedeutungsschwer, selbstbewusst scharfsinnig, und letztlich
verlor der alte Mann den Fisch. Worum also ging es eigentlich?

Ganz für mich allein, ohne dass die Lehrer davon wussten, und einfach
nur zu meinem eigenen Lesevergnügen machte ich mir die Stadtbücherei
zunutze und erweiterte dort mein Spektrum: *The White Tower* (Berg-
steigerroman), *Kon-Tiki* (Meeresexpedition auf einem Floß), humo-
ristische Bücher, darunter besonders die gesammelten Werke von
S. J. Perelman, den ich urkomisch fand wegen seiner Wortspielereien,
seiner Liebe zum Slang genauso wie zu den skurrilsten Wortschöp-
fungen. Ich spürte, mit einer kleinen Portion Selbstbeweihräucherung,
dass Perelman zu mir sprach und meinen Sinn für das Absurde erwei-
terte. Und aus seinen Andeutungen ging hervor, dass der Autor auch
ferne Länder bereiste. Hin und wieder erkannte ich meine eigene Welt
in einem Buch wieder und entdeckte ein Pendant: Holden Caulfield in
J. D. Salingers *The Catcher in the Rye (Der Fänger im Roggen)*, ein Junge
aus wohlhabenderen Verhältnissen als ich (New York, Privatschule,
Fechtunterricht), und doch genauso unschuldig und desillusioniert;
oder den zynisch trockenen Außenseiter in Max Shulmans *The Many
Loves of Dobie Gillis*. Was war es für eine schöne Überraschung, in den
Geschichten von J. F. Powers ganz weltliche Priester mit menschlichen

Schwächen zu entdecken, allen voran jene in *The Prince of Darkness
(Fürst der Finsternis)*. Sie redeten und verhielten sich genauso wie die
Priester, die ich kannte – herrische, rotgesichtige und Witze reißende
Iren, die Golf spielten und unterwürfige Haushälterinnen hatten.

Während ich endlos die Bibliothek heimsuchte und dort die Regale
durchstöberte, entwickelte ich eine Vorliebe für Abenteuerbücher. An-
gefangen hat dies wahrscheinlich mit *Kon-Tiki* sowie *Two Years Before
the Mast (Zwei Jahre vorm Mast)* von Richard Henry Dana, weiter ge-
nährt wurde das Interesse dann durch *Boon Island (Die Gnadeninsel)*
von Kenneth Roberts. Roberts' Untertitel – *A True Story of Mutiny,
Shipwreck and Cannibalism* (Eine wahre Geschichte über Meuterei,
Schiffbruch und Kannibalismus) – sagte schon alles, und die Tatsache,
dass all diese grauenvollen Dinge sich auf einer Insel vor der Küste von
Maine ereignet hatten, machte die Erzählung nur um so spannender.
Ich fing an, Geschichten über das Überleben in der Wildnis zu suchen,
Bücher, die von dramatischen Verhängnissen auf dem Meer, im
Dschungel oder in Wüsten erzählten, um es kurz zu machen: von
wahren Feuerproben. Diese Bücher waren nie politisch und hatten
auch nichts mit Krieg zu tun. Es ging darin um die Überwindung von
Widrigkeiten und Feindseligkeiten in der Natur – das Schlimmste,
was einem Wanderer passieren kann. Ich gehörte keinem einzigen
Sportverein an, Wandern war mein persönliches Vergnügen. Mit elf
Jahren schloss ich mich den Pfadfindern an, ich besaß ein Gewehr und
war begierig darauf, mehr über die auf dieser Welt lauernden Gefahren
zu wissen – besonders jene in den Wäldern und auf hoher See – und
wie sie sich bewältigen ließen. Ich war fasziniert von Überlebensstra-
tegien und den Grenzen menschlichen Durchhaltevermögens, von
Verwandlung und Erlösung, Begriffen, die ich damals als solche nicht
kannte, auch wenn ich von ihrem Inhalt eine Vorstellung hatte.

Es war ein Wettstreit »Schulbücher« gegen »alle anderen Bücher«,
kurzum Pflichtlektüre gegen jene Werke, die mir Vergnügen bereite-
ten. Für mich war es ein Rätsel, dass Hemingway so gründlich durch-